

(Nachdruck verboten.)

70)

Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

„O, warum erzählst Du mir das, Philipp? Es muß mich ja mit Gewalt dahin zurück ziehen. Und auch das Kind zieht mich zurück. . . Hat er Dir die Briefe gezeigt?“

„Ja, und was weit schlimmer ist, Käthe: er nötigt mich, sie zu beantworten. Gestern abend habe ich eine solche Antwort geschrieben. O, wenn ich nur daran denke! „Diebes Weib! Habe mich sehr gefreut, Deinen lieben Brief zu erhalten.“ — Gott weiß, mir fiel die Feder fast aus der Hand vor Bestürzung. Er gab Dir über alles Nachricht, wie es Deinem Vater und Grammie geht und den übrigen, alles auf seine frische, muntere Art. Der arme alte Pete, er ist die freundlichste, sonnigste Seele, die es giebt. Der Deemster kommt regelmäßig, uns zu besuchen, er hofft, es wird Dir wohl bekommen, daß Du Dein Heim verlassen hast. — Es war schrecklich, schrecklich! Liebste Kitthy, ich entbehre Dich schmerzlich, schlechter war's selbst in Kimberley nicht. — So komme denn bald, mein treues Weibchen, zu Deinem närrischen alten Mann, denn sein Herz wird sonst brechen.“

Philipp sprang auf und fing an mit starken Schritten herumzugehen. „Doch warum sag' ich Dir das? Ich sollte meine Last allein tragen.“

Sie hatte die Hände vom Gesicht genommen; ein tiefes Mitleid sprach aus ihren Mienen. „Und das hast Du alles schreiben müssen?“ fragte sie.

„O, er wußte nicht, was er that. Er wollte niemand zu nahe treten. Er hatte keine Ahnung, daß jedes Wort mir wie Feuersglut tief ins Herz hinein brannte. — Und doch war es gerade so,“ fuhr er mit harter, dumpfer Stimme und schrecklichem Ausdruck fort, „als wäre ein der Hölle entstiegener Teufel in den Mann gefahren, um ihn einzugeben, wie er mich quälen sollte; als hätte ein grausamer Tyrann mich gezwungen, mein eignes Todesurteil zu schreiben. Mir war, als müßte ich ihn umbringen; ich wußte mir nicht anders zu helfen, ja, ich fühlte in dem Augenblick, daß ich — o, wie schrecklich, so etwas zu sagen!“

Er hielt inne, setzte sich wieder auf den Bettrand und verbarg das Gesicht in den Händen.

Sie kam und setzte sich neben ihn. „Philipp,“ sagte sie, „ich richte Dich zu Grunde und mache Dich zu einem schlechten Menschen. Du warst so reinen Herzens und ich, die ich Dich so groß und so edel wünschte, ziehe Dich ins Verderben herab. Wenn ich hier bleibe, so ist es Dein Untergang. Philipp, Niemand besucht Dich jetzt mehr. Du verschließt Deine Thür vor jedermann. . . Ich habe Dich letzte Nacht nach Hause kommen hören, Philipp. Ich höre Dich jede Nacht. Ja, ich weiß alles. O, es wird damit enden, daß Du mich hassest; ich weiß es. Warum schickst Du mich nicht fort? Es wird besser sein, mich beizeiten fortzuschicken. Auch macht es ja keinen Unterschied. Wir sind in demselben Hause, kommen aber nie zusammen. Sende mich fort, jetzt, eh' es zu spät ist.“

Er ließ die Hand sinken und suchte die ihre, ohne ihr ins Gesicht zu sehen. „Wir haben beide gelitten, Käthe. Wir können einander nie hassen, wir haben zu sehr gelitten, eins um des andren willen.“

Sie klammerte sich fest an die Hand, die er ihr gab, und sagte: „So willst Du mich nie verlassen, was auch geschieht?“

„Niemals, niemals, Käthe,“ antwortete er, und mit einem ersticken Schrei schlang sie die Arme um seinen Hals.

Der Regen strömte noch immer mit eintönigem Geräusch auf die Dächer und auf die Gräber hernieder.

„Was sollen wir denn aber thun?“ fragte sie.

„Das weiß nur Gott!“ antwortete er.

„Was wird aus uns werden, Philipp?“ Sollen wir uns nie wieder anlächeln? Wir können doch die Last nicht fort und fort tragen. Heute, morgen, übermorgen, das nächste Jahr — soll es fürs ganze Leben so weiter gehen? Geht denn das noch leben? Kann man auf keine Weise ein Ende machen?“

„Ja, Käthe, ja; es giebt etwas, das diesen Zustand enden wird, aber nur eines.“

„Du meinst — den Tod?“

Er antwortete nicht. Sie stand langsam vom Bettrand auf, ging zum Fenster zurück, lehnte die Stirn an die Scheibe und blickte in den einsamen Kirchhof hinab, wo der Totengräber seine Arbeit im Regen fortsetzte. Bläulich brach sie das Schweigen. „Philipp,“ sagte sie, „ich weiß jetzt, was wir thun sollen, und wundere mich, daß wir nicht eher daran gedacht haben.“

„Und das ist?“

Sie stand ihm jetzt mit fliegendem Atem gegenüber.

„Sage Pete, ich sei tot.“

„Nein, nein, nein!“

Sie ergriff seine beiden Hände. „Ja! ja!“ sagte sie.

Er wandte das Gesicht ab. „Käthe, wie kannst Du so etwas sagen!“

„Was ist wohl natürlicher, Philipp? Bedenke doch, wenn Du ein anderer gewesen wärest, hätte es schon lange so weit mit mir kommen müssen. Ich würde Dir verhaßt sein, weil ich Dich in diesen Abgrund des Betrugs hinabgezerrt habe. Du hättest mich verlassen und ich wäre verkommen und zu Grunde gegangen. O, ich sehe es alles vor mir, als ob es wirklich geschehen wäre. Eine einsame Stube, irgendwo — und ich, allein dahinsiechend, von niemand gekannt, ohne Namen, vergessen.“

Seine Augen schweiften durchs Zimmer. „Es wird ihn umbringen, ihm das Herz brechen,“ sagte er.

„Er hat einen härteren Schlag überlebt als diesen, Philipp. Glaubst Du, daß er nicht auch leidet? Trotz seiner scheinbaren Lustigkeit und seinen zuberfächlichen Reden, trotz aller Briefe und Geschenke leidet er schwer — glaube es mir.“

Er ließ ihre Hände los und fing wieder an, im Zimmer herumzugehen, doch mit gesenktem Kopf und mit auf dem Rücken verchränkten Händen.

„Es wird grausam sein, ihn so zu täuschen,“ sagte er.

„Nein, Philipp, nur menschenfremdlich. Der Tod ist nicht grausam. Die Wunde, die er schlägt, wird heilen. Sie wird nicht immer bluten. Wenn er glaubt, daß ich tot bin, wird er vielleicht ein wenig weinen und trauern, dann aber — sie unterdrückte einen Seufzer — „wird alles vorüber sein. Die arme Frau, wird er sagen, sie hat schwer gefehlt. Ich habe sie einst geliebt und ihr nie etwas zu leide gethan. Doch sie ist dahin, und sie war die Mutter der kleinen Katharine; laßt uns nicht mehr ihrer Schwächen gedenken!“

Philipp hatte nicht mehr auf sie gehört. Er stand am Fenster, blickte hinab. Du hast recht, Käthe; ich glaube, daß Du recht haben mußt.“

„Ich zweifle nicht daran.“

„Es wird ihn schmerzen, aber er wird darüber hinweg kommen.“

„Ja, ganz gewiß. Und Dich, Philipp — Dich wird er nicht länger quälen. Keine Briefe, keine Geschenke mehr, keine Grüße für Dich.“

„Ich will es thun. Ich will es gleich morgen thun,“ sagte er.

Sie öffnete ihre Arme weit und rief: „Küsse mich, Philipp, küsse mich. Wir werden wieder aufleben. Ja, wir werden eines Tages noch zusammen lachen — küsse mich! küsse mich!“

„Noch nicht — wenn ich wieder komme.“

„Nun gut, wenn Du wieder kommst.“

Sie sank auf einen Stuhl und weinte vor Freude; er ging hinaus, wie er hereingekommen war, verstohlen, geräuschlos wie ein Schatten.

XVII.

Philipp ging von Ballure nach dem Ulmenhaus. Es war spät und die Nacht dunkel und still, ohne Mond oder Sterne. Rings herrschte eine feuchte, dunstige Schwüle, man spürte weder Wind noch Luftzug. Die Straße war ruhig, die Bäume regten sich nicht, nur vom Meere her kam ein fernes Gemurmel.

Und wie er so ging, war er bemüht, sich zu überreden, daß, was er thun wollte, wohlgethan sein würde. „Es ist unrecht, ihn zu täuschen“, dachte er; es wird nur zu seinem eignen Besten sein. Die Ungewißheit würde ihn töten. Er müßte sich innerlich verzeihen. Seine Seele würde weder

Saft noch Kraft behalten. Warum sollte ich also zögern? Außerdem ist es auch teilweise wahr, wahr im eigentlichen Sinne, auf den es allein ankommt. Für ihn ist sie wirklich tot. Sie kann nie zu ihm zurückkehren, sie ist auf immer für ihn verloren. Es ist daher trotz allem wahr — ja, es ist wahr.“

„Es ist eine Lüge!“ sagte ihm eine Stimme ins Ohr.

Er fuhr zusammen. Er hätte schwören mögen, daß jemand die Worte gesprochen habe. Doch ging niemand neben ihm; er war ganz allein auf der Straße. „Es muß meine eigne Stimme gewesen sein; ich muß laut gedacht haben,“ sagte er sich. Im Weitergehen nahm er seine Gedanken wieder auf.

„Und wenn es eine Lüge ist, ist es dann darum ein Verbrechen?“ fragte er sich. „Ja gewiß — o, nur zu gewiß! — Hat doch ein weiser Mann gesagt: wer einmal einen großen Fehler begeht, schmiedet das erste Glied einer Kette. Die andren Glieder scheinen auch Verbrechen zu sein, sie sind's aber nicht, es sind nur die unausbleiblichen Folgen. Unser Vergehen liegt weit zurück, und selbst dann war es zum Teil die Schuld des Schicksals. Ließe sich das Vergangene auch zurückrufen, so könnten wir doch nicht anders handeln, wenn unser Geschick nicht ein andres wäre. Alles was später geschah, war nur die notwendige Folge jenes ersten Schritts. Daß Käthe sich mit Pete verheiratete, daß sie Pete verließ, und mein jetziges Vorhaben — eins folgt aus dem andern.“

„Es ist eine Lüge,“ sagte dieselbe Stimme ihm zur Seite. Er blieb stehen. Die Dunkelheit um ihn her war groß, er konnte nichts erkennen.

„Wer ist da?“ fragte er.

Keine Antwort. Er streckte seine bebende Hand aus — niemand war da. „Es muß der Wind in den Bäumen gewesen sein,“ dachte er; doch wurde die schwere, dunstige Luft von keinem Windhauch bewegt. „Es klang wie meine eigne Stimme,“ dachte er dann, und erinnerte sich dabei, wie ihm sein Diener in Douglas gesagt, daß er seit kurzem die Gewohnheit angenommen habe, laut mit sich selbst zu sprechen. „Es war meine eigne Stimme,“ überlegte er und ging weiter.

„Eine Lüge ist eine schlechte Grundlage, um etwas aufzubauen — das ist gewiß! Was Dauer haben soll, kann nicht auf etwas Wesenlosem ruhen. Es muß zusammenbrechen, in Trümmer fallen, und alles mit in seinen Untergang reißen. Aber dennoch —“

„Es ist eine Lüge,“ sagte wieder die Stimme. Diesmal war kein Irrtum möglich. Es klang wie ein leises, dumpfes Flüßern, tief drinnen in der Höhlung seines Ohrs. Er hatte selbst nicht gesprochen, und doch wirkte es auf seine Sinneswahrnehmung wie der Ton seiner eignen Stimme. Ja, es mußte seine eigne Stimme gewesen sein, die zu ihm selber sprach.

Als er zu dieser Ueberzeugung gelangt war, ergriff ihn tödliches Entsetzen. Das Herz schlug ihm gegen die Rippen, und eisige Kälte durchrieselte ihn. „Es ist nur daselbe qualende Wahngewilde,“ dachte er. „Erst war es eine Vision, jetzt ist's eine Stimme. Einsamkeit und Abgeschiedenheit haben es erzeugt. Ich muß stark sein und ihm Widerstand leisten. Es wird mich sonst überwältigen und mit einem Druck auf mir lasten, wie ihn nur der Wahnsinn ausübt. Die Menschen sehen ihre Seele nicht eher, als bis religiöse Schwärmerei oder Verbrechen sie an die Grenze des Irrens geführt hat.“

„Eine Lüge! eine Lüge!“ sagte die Stimme.

„Das ist schon vollkommener Irrsinn. Gesichter in die Dunkelheit zu malen, Stimmen in der leeren Luft zu hören, ist Geisteskrankheit. Der Tollhäusler kann es nicht schlimmer treiben.“

„Eine Lüge!“ sagte die Stimme. Er warf einen Blick über seine Schulter. Ihm war, als hätte ihn jemand berührt und dabei gesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Große Berliner Kunstausstellung.

II.

Am reichlichsten ist natürlich die Landschaftsmalerei vertreten. Kein Ausstellungsraum, der nicht wenigstens einige in dieser Kunstgattung einschlagende Bilder aufwiese! Wollte man einmal eine Statistik aufstellen, so würde unfehlbar konstatiert werden können, daß die genannte Sparte am meisten gepflegt wird. Wieviel tausend Quadratmeter Leinwand mögen wohl schon allein im abgelaufenen

Jahrhundert mit Ansichten von der Natur in Farben bedeckt worden sein? Denn die Landschaftsmalerei ist ja so recht eigentlich im letzten Säkulum zur Blüte gelangt, hoch zu Ehren gekommen — aber freilich auch in Mißkredit. Das unermeßliche Heer der Dilettanten, das sich ja zum überwiegenden Teil aus den „gebildeten“ Ständen rekrutiert, jede „höhere“ Tochter, viele pensionierte Offiziere, Beamte, Lehrer, invalide Theaterleute zc. pinseln, sobald sie einige Elementarangehörigkeit mit oder ohne sachliche Anleitung durchgemacht haben, an landschaftlichen Motiven herum, sei es nach farbigen Vorlagemustern, sei es nach der Natur selber. An sich ist diese Beschäftigung durchaus nicht verwerflich. Ja man könnte versucht sein, sie gutzuheißen, weil sie in gewisser Beziehung dem geistbildenden Nütziggange der Besitzenden steuert, andererseits doch auch das Gemüt für das Schöne empfänglich macht und die Fähigkeit des Kunstverstehenlernens weckt und fördert. Sobald aber jener Dilettantismus anfängt, mit den Präntationen der Künstlerschaft aufzutreten und den berufenen Malern beim laufenden Publikum Konkurrenz macht, muß er mit der schärfsten Abweisung bekämpft werden. Damit soll nicht gesagt sein, daß unter der Masse der in Niesenausstellungen zur Schau gebrachten Bilder auch offensichtlicher Dilettantismus zu Tage tritt. Die Jury waltet ja ihres ebenso hohen wie undankbaren Amtes; dennoch vermag sie bei großen Unternehmungen nicht immer die geschäftliche Seite zu ignorieren. Es sind da tausenderlei Rücksichten zu nehmen und schließlich sind derer, die sich Berufsmaler nennen, schon so viele, daß es beim besten Willen nicht gelingt, auch in jedem Falle die im Interesse wirklicher Kunst notwendige Pflicht der Begrenzung zu üben. Denn von allen Sparten der darstellenden Kunst ist gerade die Landschaftsmalerei unerhöplich — wie die abstraktere Natur selber. Und wenn die Wissenschaft, deren Leben, Entstehen und Vergehen im Jahreszeitenlauf nach den diesen Prozessen zu Grunde liegenden Gesetzen erklärt, so darf die Landschaftsmalerei vollen Anspruch darauf erheben, uns das Abbild der Natur mehr oder minder getreulich vor Augen geführt zu haben. So bildet sie für das Erkennen des äußeren Schönheitsbildes der uns umgebenden Landschaft, für dessen Festhalten im Geist und Gemüt, einen hohen erzieherischen Faktor. Aber damit allein ist's doch nicht getan. Wir wollen mehr, wir erwarten von einer Massenanschauung ein sattes Vorhandensein, ein abwechslungsreiches „Konzert“ sowohl in motivischer, als auch in der das künstlerische „Wie?“ betonenden Hinsicht. Man wird nicht sagen können, daß bei dieser Ausstellung alle Bedingungen erfüllt sind. Von vielen Bildern gilt: sie waren schon unzählige Male da! Wenn man bloß ein Motiv herinnert, weil es große Vorgänger schon mustergerüstig behandelt haben, so gewährt es nur noch Genuß, wenn es auch zugleich mit neuen malerischen Feinheiten durchtränkt ist. Man möchte doch einmal sehen, welche Zernermordio entstände, sofern ein Dichter, Schriftsteller oder Komponist einfach vorhandene Litteratur- oder Musikwerke kopierte! Oder wenn er sie verwässerte! Wie auf diesen Gebieten, so müssen sich auch die Maler gefallen lassen, daß ihnen die Kritik in allen Fällen, wo es notwendig ist, die Sünden ihrer Nachlässigkeit vorwirft und von ihnen Beschränkung verlangt. Eins soll anerkannt werden: wir begegnen fast jeder Malweise der letzten zehn, fünfzehn Jahre. Der Naturalismus ist tot, doch nicht ganz tot; das Pleinair, der Impressionismus haben, unter fetiger Verfeinerung, auf der ganzen Linie gefiegt, wenn auch noch mancherlei Extravaganzen mitunterlaufen. Für das stilisierte Landschaftsbild ist hier kein Platz; Stürmer und Dränger sind nicht vorhanden. Höhentkunst im Sinne auserlesener Seceffionisten hat sich ja ihre eignen Ausstellungen geschaffen! Aber werfen wir allen Bildkram, in welchem lediglich Oberflächen-Kunst, dar jeglicher Vertiefung, auftritt, beiseite, so treffen wir doch einige erstklassige und eine hübsche Zahl höchst erfreulicher Landschaften, die als eine Bereicherung gelten und der Beachtung launfähiger Liebhaber empfohlen werden können. Da hat Eduard Fischer — merkwürdigerweise in einem der Wandelgänge! — einen „Herbstabend“. Man sieht einen sich weit ins Land ziehenden schnurgeraden Kanal, einige Birken an der linken Seite und ein Dörfchen im Hintergrund. Wurdervoll ist das Weiß der Stämme und durchsichtig spiegelnd das Wasser gemalt. Herbstklar ist die Luft, wie im Oktober, kühlere Sonnigkeit liegt in ihr und man sieht weit, weit hinaus. Das wirklich schöne Bild erinnert, was die Malweise und das Motiv — wohl der Nymphenburger Kanal bei München? — betrifft, an ein ähnliches Bild von Kaiser. F. Hoffmann-Jallersleben bringt ein wichtiges Hünnemal, nämlich den „Opfertisch in der Oldenburger Heide“, mit breitwipfeligen Eichen darüber. Warmes gefülltes Kolorit liegt über der Landschaft, dem Himmel und Sonnigkeit auf dem Wege. Von Bernhard Schröters Hand fällt eine Dünenlandschaft „Am pommerischen Haff“ mit diesem letzteren im Hintergrunde, bei leicht bewölktem Mondlicht, ins Auge, und Hans Schleich entzückt durch eine wunderfeine Abendstimmung „Nach dem Regen“: ein blutroter Horizontstreifen und das dunkle Wasser darunter von zartester Abtönung. Olof Zernberg, der zur Zeit als Professor an der Königsberger Malerakademie wirkt, bringt einen ausgezeichneten „Weg am Dünenrand“, mit warmem Lichte auf diesem, und Albert Hertel eine köstliche Landschaft „Aus Oberfranken“, bei welcher das Beleuchtungsproblem auf dem Abhang schon und tief gelöst ist. Julius Jacobis „Herbst“ zeigt ein Hohlwegmotiv mit vorzüglichem Licht und Schatten. Sonnige klare Stimmung verbreitet der „Sommerabend in dem Polder“ des Niederländers J. H. Wismüller. Von feiner Wirkung ist Bruno Marquards „Märkischer Saab“, und bewegt eine „Landschaft“ bei Sturm von Otto Adernald. Wundervoll durchleuchtet erscheint ein großes Rembrandt aus dem

Garz von Hermann Urban: „Einsamkeit“, mit einer Taube auf weitem grünlichem Felde. Das Bild erhielt die zweite Medaille. Außerdem seien noch genannt: „Unse Ufer“, ein breites Strandbild mit grünlich weißen Wellenkämmen von Abril y Vasco; Albert Flaums „Auf der Via Appia mit Bild auf Rom“ und „Blie auf die Küste bei Mola di Gaeta“, Ludvig Willroders „Aus der bairischen Ebene“; ferner Karl Behm („Vinea“), Ernst Kolbe („Winterabendstille“, plastisch gemalt), Müller-Kurzweltz („Abendwolken“), Paul Weber („Ammersee“, Bayern), Joseph Kemmelspacher („Stifter Joch“), Th. von Edenbrecher („Norwegischer Wasserfall“), Otto Günther-Naumburg („Mittelberggletscher im Pitzthal, Tirol“), A. R. Brown („Valley of the nith“, Schottland), F. Sartorelli („Abenddämmerung“).

Das See- und Marinebild, das namentlich von den Belgiern, mehr noch von den Niederländern (Maesdag) gepflegt wird, hat einige beachtenswerte Stücke aufzuweisen, wie „Kothafen an der Elbmündung“ von Hanna Mehls, „Abend“ von Gerolamo Cairati, „Aus dem Hafen von Triest“ von Raoul Frank, „Fischerdorf an der Maas bei Rotterdam“ von Hans Hermann, „Bei der Ueberfuhr“ von Alessandro Milesti, „Im Hamburger Hafen“ von Leonhard Sandrock und ein helles Regenbogenmotto von der Unterelbe von dem bekannten Marinemaler Hans Vohrdt. Derselbe schildert gleichzeitig in einem interessant gemalten Triptychon („Stapelhaus“, „Leben und Kampf“, „Brack“), das „Schifflos“. Das Stilleben hat jedenfalls sein Bestes von Clara v. Sivers (Früchte), Frieda Fränkel (Stilleben, interessant gemalt), Bruno Hopf (Stilleben), Elisabeth Rube (Weiße Asten), Nel Grönland (Fruchtschild), Helene Nagel (Blumenstück) und Ferdinand Oldeweldt (Mohn und Lilien) aufzuweisen. —

Phantasiebild, Märchen und Allegorie haben ihre gewisse Berechtigung. Der Schotte Robert Fowler belebt in seinem apart gemalten Bilde „Eine See-Erscheinung“ den Grund des Meeres mit hübschen blondhaarigen Nereiden, die durch zottelbärtige listern dreinschauende Tritonen erschreckt werden. Im „Tanz der Stunden“ (zwölf Mädchengestalten um eine Ellipse schwebend) bietet Gaetano Previali eine eigenartige Verstummbildung des Tageslaufes zwischen Mond und Sonne. Hermann Hendrichs Wiber aus einem Chylus zu Goethes „Märchen von der grünen Schlange“ versuchen den poetischen Gehalt jener Dichtung nach der Seite des Geheimnisvollen zu erschöpfen. Malerisch, wenn auch fremdartig, wirkt Fritz Erlers „Einimer Mann“, der, begleitet von einem roten Fabeltier nach altnordischer Vorstellung, über eine schneebedeckte Gebirgspartie schreitet.

Die Tiermalerei steht im üppigen Flor, wenn auch nicht alles Gebotene goutable ist. Als Glanzleistung kann Hermann Hurlwicks „Im Herbst“ bezeichnet werden, welches zwei stупend gemalte Ochsen neben einem Heuwagen zeigt. Ganz ausgezeichnet ist auch ein „Pferdebildnis“ von Theodor Bohnenberger. Effektiv geben sich seiner Hans Ungers „Flamingos am Mittelmeer“; tüchtig Julius Adams „Nivalen“ (zwei Katzen, die eine Fule belauern); ein brünstender Hirsch von Richard Frieze; „Ihu vor der Kränzhütte“ von Carl Rappstein, Edmond van der Neulens „Minger“ (vier Hunde); Enten am Weiber von Alexander Köster; „Eggende Pferde“ von Arthur Kmaner; Katzenbilder von Richard Martin (Familienakt in der Bodenkammer) und Minna Stöck (Ein Quartett). Von Otto Gebler sehen wir den „Siebenschläfer“, der, wenn ich nicht irre, bereits auf der letzten Pariser Weltausstellung war.

Schließlich will ich nicht unterlassen, auf die Schwarz-Weiß-Ausstellung, sowie auf die zusammengebrachten Erzeugnisse des modernen Kunstgewerbes, die beide viel des Interessanten haben, gebührend hinzuweisen. —

Ernst Krowsti.

Kleines Feuilleton.

— „Erntesest.“ Vorgestern war ich bei einem Erntesest. Draußen im Nordosten, wo sie mit ihrem Häuserbau eine alte, millionenschwere Berliner Familie noch reicher machen. Ich schlurppte die neuangelegte Straße hinauf, wie an jedem Sonntagnachmittag, geladen mit Junggefellenvut bis zum Hals. Da spürte ich um mich ein Drängeln. S—sss! Das auch noch! Aber es waren Kinder, Mädchen, meist in ausgewaschenen Sonntagsfänschen, mit ihren Müttern. Zugleich kam ein Bum-Bum! mächtig über den Plankenzaun. Setzte sich das Gift, und ich ließ mich treiben, schieben. Durch eine niedrige, enge Thür — ach herrje! — einen Lehmbau hinauf; schon ließ's vor mir, hinter mir, alles, was Weine hatte. Einer stand da mit einem Keller und wollte einen Ridel. Bekam ihn. Jetzt sah man schon den Zug. Quer durch die Kolonie kam er. Da mußte man wohl einen Schustertrab riskieren.

Vorne weg Duben mit Larven, Schnauzbärten, in buntschneidigen Leibchen-Gosen. Ein uralter Preßkohlenstimmeln. Der Weiter hielt krampfhaft eine Fuhre: „Hoch lebe Ackerbau und Viehzucht.“ Ackerbau: ein paar Karloffelstauden, Grünzeugbeete, Blumen. Viehzucht: Kaninchen, Hühner und Tauben. Dann die Muske. Blech. Nichts als Blech. Eisrig bis zum Zerpringen. Bum-bum-bum und Tischbadra! Einige Handwerksburchen. Ganz echt, bis auf den „Berliner“. Hinter ihnen Bettelvogt, Nachtwächter und noch so eine Obrigkeit. Der Schulmeister mit seinen Kindern. Auf dem Kopf

eine Landsturm-Mütze anno Tobak. Allerlei halbwichsiges Volk, Fleden-Männer. Schanderhaft! Der Erntevogel. Ein Kinder- und Mädchenest. Risch-Ratsch! Der halbe Zaun ist hin. Bum-bum-bum! Kinder, Kinder, Kinder. Junge Frauen, weniger junge Frauen, noch weniger junge. Sachende Augen, Geschrei, Jauchzen. Noch kein Ende. Männer in Hemdsärmeln, sonnenverbrannt den krähenden Jungen auf der Schulter. Hinterdrein der Gewalthausen der Ankommenden. Vorbei . . .

In allen Lauben gedeckte Tische. Kaffeekannen, dickbauchig wie Säuerlingsfluderer. Um sie herum quitschvergnügte Menschen. Und bunte Papierschnitzel an Fäden über Zäune, Lauben, Beete, an Masten hinauf und hinab, ein rotes Geriesel allerwärts. Und darüber die grelle Augustsonne. . . .

Ich wende den Fuß. Ein Gärtchen. Wie ein glühender Teppich. Nichts als blühende Kresse. Kapuziner-Schlörpfe nennt man es in meiner Heimat. Wieder die Wut. Ach was! . . .

Sagt mal: könnte man die Feste, die wir feiern, nicht etwas farbiger gestalten? —

k. Ueber einen furchtbaren Gletschersturz im Kaukasus wird einem englischen Blatte aus St. Petersburg berichtet: Am Morgen des 16. Juli wurden die Offiziere im Kaukasus, die die vom Genal Don durchflossene Schlucht bewohnen, durch ein donnerähnliches Geräusch erweckt, dem ein Wirbelwind und unmittelbar darauf eine ungeheure Lawine folgte. Der Sturm war so heftig, daß er die erschreckt fliehenden in die Höhe hob. Im oberen Teil der Schlucht stand ein kleines Sanatorium, dessen zwölf Gebäude um die heißen stahleisenhaltigen Quellen standen. In einem Augenblick verschwanden Gebäude und Kranke unter dem Eise. Der einzige Ueberlebende ist schwer verletzt. Der Gletscher ergoß sich über drei englische Meilen und setzte alles vor sich fort. Zwei Tage später nahm ein zweiter, noch viel größerer Eisstrom denselben Weg. Vier Offiziere, die nach den Leichen der Opfer des ersten Unglücks suchten, bemerkten im Thal eine kleine Wolke, das sichere Zeichen eines Eisrutsches, und wurden gleich darauf durch den Stoßwind umgeworfen. Zwei verschwand unter dem vorrückenden Eise, während die beiden andern wie durch ein Wunder auf der Oberfläche blieben und mit Blitesschnelle vier Meilen thalabwärts getragen wurden. Eine Rettungsmannschaft hatte sie fast erreicht, da überschlug sich der Wolk, auf dem sie standen, und sie wurden unter dem Gletscher begraben. Wie schnell sich der Eisstrom fortbewegte, erhellt daraus, daß der zweite Gletscher in zwei Minuten acht Meilen bedeckte. Ein Bauer ist auf wunderbare Weise gerettet worden. Die Gewalt des Windes warf ihn nieder und das Eis schloß sich um ihn auf allen Seiten, so daß er wie auf dem Grunde eines Brunnens mit senkrechten Eiswänden stand, aus dem er glücklich gerettet wurde. —

Theater.

st. Lessing-Theater. „Flachsmann als Erziehler“ Komödie von Otto Ernst. — Warum das Lessing-Theater sein neu engagiertes Mitglied, Herrn Hermann John vom Deutschen Landes-Theater in Prag, gerade als Jean Flemming in Otto Ernsts berühmtem Schwanke „Flachsmann als Erziehler“ präsentierte, ist uns nicht ganz verständlich. Ueber Otto Ernsts Stück sind die kritischen Älten geschloffen. Man ist sich darüber einig, daß in diesem Schwanke höchstens das Mitteln einigermassen neu ist; die Mischung wohlfeiler Situationskomik und unverfrorener Bühnenmache mit pathetischer Rhetorik ist nach sehr alten Schwankrezepten bereitet. In diesem Stück, in dem dem „Heiligen Bureaukraten“ die verblüffendste Ehrenrettung zu teil wird, sind nur die Nebenrollen psychologisch richtig gezeichnet, was freilich auch kein besonderes Verdienst ist, da sie nur bekannte Typen darstellen. Die Hauptrollen, die Kanaille Flachsmann, eine Internation von Schusterei und borniertester Bedanterie, und Jean Flemming, dieser neue Pestalozzi mit dem Marquis Boja-Mären, sind, dieser ins „Idealistische“, jener ins „Bühnenbefeuchterhafte“, larifiziert. Den „genialen“ Schönredner spielte Herr John. Und zwar sehr respektabel. Aber die Verkörperung eines Romanhelden ist leider kein Prüfstein für die Begabung eines tüchtigen Schauspielers. Erst wenn Herr John einen Menschen verkörpert haben wird, wird man sich ein Urteil über sein Können zu bilden vermögen. —

— „Kater Lampe.“ Komödie in vier Akten von Emil Rosenow. — Aus Breslau wird uns geschrieben: Rosenows Komödie „Kater Lampe“ errang am Sonnabend bei ihrer Erstaufführung im hiesigen „Neuen Sommer-Theater“ (Direktion Alfred Haln) vor vollbesetztem Hause einen starken und ehrlich verdienten Erfolg. Das Stück giebt mit frischem Humor und treffender Satire eine Schilderung des Lebens der Bevölkerung im sächsischen Erzgebirge. Der kleinliche und doch das Lebensinteresse erschöpfende Kampf der drei dort hausenden Bevölkerungsgruppen, der alteingesessenen ärmlischen Gebirgsbauern, der handwerksmäßigen Spielwarenschmüher und der andrängenden kapitalkräftigen Spielwarenfabrikanten wird hier mit lebensvoller Kraft dargestellt. Die liebevolle natürliche Wiedergabe der intimsten Lebensvorgänge dieser eigenartigen Volksgruppen zeugt von der starken Beobachtungsgabe des Autors; die lösslichen Gestalten des Gemeindevorsehers Ermischer, des Gemeinbedieners Seifert und des blickigen Spielwarenschmüher's Neumerkel stellen seiner dichterischen Befähigung und humoristischen Gestaltungskraft ein ehrenvolles Zeugnis aus.

Auch die bilhneutechnischen Schwierigkeiten hat Rosenow in einer für den Anfänger auf der dramatischen Laufbahn überraschend glücklichen Art überwunden. Wenn der Hofstift in einigen gar zu breit angelegten Szenen seines Amtes gewaltet haben wird, dürfen wir „Kater Lampe“ unbedingt zu den besseren modernen Komödien auf sozialer Grundlage zählen. Das äußerst angeregte Premierenpublikum rief den anwesenden Dichter nach den Aufschlüssen wiederholt auf die Bühne. Eine bis in das kleinste vorzügliche Darstellung (Hermann Ballentin gab den Gemeindevorsteher mit unübertrefflicher Kunst) vollendete die starke Wirkung des Stückes. —

Volkstunde.

— Der ungarische Bauer als Wetterprophet. Paul Cerna citiert in der „Frankfurter Zeitung“ eine Anzahl alter ungarischer Bauernregeln, von denen die folgenden hier Platz finden mögen:

- Wenn in der Frühl' kein Thau fällt, so wird es regnen.
- Wenn das Glodengeläute weithin hörbar ist, so wird es regnen.
- Wenn der Fluss (Wach, Wehr) stark rauscht, so wird es regnen.
- Wenn sehr große Regentropfen fallen, so kommt noch mehr Regen.

Scheint die Sonne und regnet es dabei, so giebt es in der Saat Noth.

Nähert sich im Sommer eine Regenwolke, so müssen die Gloden geläutet werden, damit kein Hagel d'raus wird.

Hagelt es, so muß man auf dem Hofe die Art mit der Schneide in den Erdboden stecken — gleich hört das Wetter auf.

Wenn es am Margarethentag regnet, so dauert der Regen sechs Wochen lang.

Regnet es zu Medardi (oder am Peter-Paulstag), so wird es vierzig Tage lang Regenwetter geben.

Donnert es am St. Jlia-Tag, so giebt es in dem Jahre keine guten Hagelstöße.

Der Gast in der Fröhe bleibt nicht lang' — Morgenregen ver- geht rasch.

Regnet es am Freitag, so hält das schlechte Wetter lange an, Neuer Regen treibt den alten hinweg.

Donnert es vor Georgi, so giebt's einen guten Sommer.

Der April hat sieben Winter und sieben Sommer.

Schmilzt das Eis zur Fastnachtszeit, so giebt's eine reiche Ernte.

Hige am Karfreitag — Kälte am Ostersonntag.

Dürre anfangs Mai bedeutet Trockenheit fürs ganze Jahr.

Nach St. Urban giebt's keinen Frost.

Dauert der Herbst lange und giebt es keinen Regen, so wird im Winter viel Schnee fallen. —

Medizinisches.

— Der Zahn in der Nase. In der „Wiener medizinischen Presse“ wird ein merkwürdiger Fall mitgeteilt, der in der mährischen Landes-Krankenanstalt in Brünn zur Behandlung kam. In der Krankenanstalt erlitten eine 40jährige Tagelöhnerin und beklagte sich über beständige rechtsseitige Kopfschmerzen. Sie gab an, daß die Kopfschmerzen schon seit nahezu zwanzig Jahren ununterbrochen angehalten und sich anfallsweise gesteigert hätten. Gegen das Leiden habe sie von den Ärzten vom Beginn an Morphium-Injektionen bekommen. Seit ungefähr drei Vierteljahren habe sich jedoch der Kopfschmerz fast täglich gesteigert, daß man der Patientin täglich bis sechs Morphium-Injektionen habe geben müssen. Den Bräuner Ärzten war es nun begreiflicher Weise daran gelegen, die Herkunft dieser eigenartigen Kopfschmerzen festzustellen, und als sie im Verlaufe der Untersuchung die Nase der Patientin besichtigten, da stießen sie auf einen sehr merkwürdigen Befund: Außerordentlich zeigte die Nase nichts Abnormes. Die linke Nase war normal, die untere rechte Nasenmuschel war jedoch geschwollen. Und zwischen derselben und dem Boden der Nasenhöhle lag ein grünllich-weißer, ungefähr erbsengroßer Körper, der sich sehr hart anföhlte. Man versuchte den Körper mit einer Pincette herauszuziehen, doch er zerbröckelte hierbei und es zeigte sich, daß er aus einer porösen weichen Steinmasse bestehe. Tags darauf fand man dort, wo am Tage vorher der beschriebene erbsenförmige Körper gefesselt, ungefähr 4 Centimeter hinter dem Nasenloch, einen glänzend weißen, harten, etwas kleineren Körper, der sehr fest saß. Die Stelle, wo der räthelhafte Körper saß, wurde mit Cocain unempfindlich gemacht und man ging nur daran, den Körper herauszuziehen. Man benützte die Pincette, die Kronzange — vergebens, der Körper wollte sich nicht herausziehen lassen. Endlich wurde er mit einem schmalen Hebel in seinem Sitze gelockert und jetzt gelang es, den Körper herauszuziehen. Wie groß war das Erschaunen der Verzte, als sich nach näherer Untersuchung herausstellte, daß der Fremdkörper ein — Zahn sei. Er ist beiläufig 18 Millimeter lang und zeigt deutlich Form und Bau des Zahnes. — Es kommt nämlich vor, daß obere Zähne nach oben statt nach unten wachsen. Es kann sich ereignen, daß ein Zahn seine Krone nicht hinab gegen das Zahnfleisch und die Mundhöhle, sondern hinauf gegen die Nase wendet. Und er durchbricht dann im Verlaufe seines Wachstums den Nasenboden und gelangt ins Innere der Nase. Solche „auf den Kopf gestellte Zähne“ können sowohl Schneidezähne, als auch Eckzähne, oder auch Backenzähne sein. Die Tagelöhnerin war nach der Operation bösig schmerzfrei, sie schlief

gut, und zwar das erstemal seit 20 Jahren ohne Medikament, die Kopfschmerzen waren spurlos verschwunden. Die Patientin konnte geheilt die Anstalt verlassen. —

Aus dem Tierleben.

— Während die Zahl der Störche in manchen Distrikten der Provinz Schleswig-Holstein, besonders in der Ostküste und noch mehr auf dem wasserarmen Mittelrücken, in den letzten Jahrzehnten stetig zurückgegangen ist, kommt dieser Sumpfvogel in unsren Nordseemarschen, in den Niederungen an der Eider und an der Elbe, sowie an ihren Zuflüssen immerhin noch in beträchtlicher Menge vor. Da der Storch seiner Nahrung wegen an einen wasserreichen Aufenthaltsort gebunden ist, so kommt es, daß gewisse günstig gelegene Dörfer mit Nestern überfüt sind. Hierzu gehören, so berichten die „Hamburger Nachrichten“, in Holstein ganz besonders die Dörfer Wede und Steinbel an der Landstraße von Segeberg nach Lübeck und in Schleswig das Dorf Seeß bei Friedrichstadt. Infolge des Uebergangs der ländlichen Gebäude von der weichen zur harten Bedachung hat allerdings die Zahl der Nester auch in diesen Gemeinden erheblich abgenommen, in dem nahen Seeß kommen aber selbst auf ganz kleinen Arbeiterhäusern 2—3 Nester vor. Interessant sind die Kämpfe, die sich hier im Frühjahr entwickeln, wenn die vorjährigen Jungen mit den Eltern heimkehren, um den alten Bau wieder mit in Besitz zu nehmen. Vertrieben rüchten sie sich endlich ein eigenes Heim auf einem Hause oder einem gelappten Baume ein. Daß der Storch ein großer Räuber ist, der vielfach den gewährten Schutz nicht verdient, wissen nachgerade aber auch die Landwirte, und sie haben sich längst von dem Aberglauben frei gemacht, daß der Storch gegen Blüthschaden oder Feuersgefahr schütze. In welcher Weise Freund „Langbein“ ungesehen unter den Lebewesen haunte, davon giebt eine von einem Hausbesitzer der Umgegend während der Abwesenheit des Storchpaares unternommene Restrevision ein sehr bereites Zeugnis. Abgesehen von zahllosen Federn kleiner Vögel fand man eine Unmenge, anscheinend von jungen Hasen und Vögeln herrührender Knochen, die des Interesses halber gesammelt, einen kleinen Handkorb füllten. Es hätten noch mehr gesammelt werden können, wenn nicht inzwischen die Storcheltern in höchst kriegerischer Stimmung zur Beschützung ihrer noch sehr kleinen Jungen gekommen wären und infolge dessen die Revision abgebrochen werden mußte. An kostigen Kuriositäten fand man noch in dem Neste der Störche ein Leinwandstück, ein Stück Gardinenzeug, einen langen Damenstrumpf, Kleidersegen usw. Der hier verbreitete Storch ist der weiße, der schwarze kommt sehr selten an unsrer Ostküste vor, verirrt sich selten nach Mittelholstein und war früher an der oberen Trave und bei Segeberg. In diesem Jahre trafen die Störche sehr spät ein. —

Humoristisches.

— Neues Motiv. „Unser Kapellmeister hat die Generalsreden als Tonjemälde in Musik gesetzt. Ja blase die Generalsstimme.“ —

— Kunstverständige. „Sehn Sie mal, Sie sind der erste, mit dem ich in dieser sogenannten Kunststadt mal 'n wirkliches kunstverständiges Gespräch führen konnte! Was malen Sie eigentlich, welcher Richtung gehören Sie an?“

„Na, Ioa Künstler bin i nö! Me! Namen is Schorsch und bin a Modellsteher!“ —

(„Simplicissimus“.)

Notizen.

— Olga Wohlbrüds Schauspiel „Der fremde Herr“ wird demnächst im „Neuen Theater“ in Scene gehen. —

— „Eine schlimme Nacht geht auch vorüber“, Einakter von Honoré, deutsch von Julius Sommer, gelangt demnächst im Residenz-Theater zur Aufführung. —

— Das Volksschauspiel „Neue Luft“ von M. A. Simacek wird eine der ersten Novitäten des Luizen-Theaters sein. —

— „Neues Leben“, ein Volksstück von Skurawh, hatte bei seiner Erstaufführung im Wiener Raimund-Theater einen starken Erfolg. —

— August Klinghardt, der Komponist des Oratoriums „Die Zerstörung Jerusalems“, ist in Dessau im Alter von 55 Jahren gestorben. —

— Eine Pharmakologische Gesellschaft mit einem ganz besonderen Zweck soll demnächst in London begründet werden. Sie wird es sich zur Aufgabe stellen, die chemischen und medizinischen Eigenschaften von Pflanzen und Arzneistoffen zu untersuchen, die in fernen Ländern gesammelt und nach Europa gebracht werden. —

— In der Nähe von Stavanger (Norwegen) wurde bei Ausgrabungen ein ganzer Komplex von Pfahlbauten aus der Steinzeit entdekt. Auch Möbel, Hausgeräte und Waffen wurden gefunden. —